

Tägliches Cincinnati Volksblatt

Verlegt an der 'Hollstadt' im 23. Stockwerk Cincinnati Volksblatt, Box 226, Cincinnati, Ohio.

Office: Cincinnati, Ohio, 127 Ost Siebente Straße, Cincinnati, O.

Telefon-Department: Cincinnati Canal 2024

Telefon: Cincinnati Canal 2024

terese Englands wirkt, muß man nach britischer Ansicht ihm folgen. Sobald er aber den letzten Versuch macht, für die Rechte der Ver. Staaten einzutreten, muß man ihn, nach dieser Anschauung, entgegenreten.

Die Briten sprechen mit großer Mißachtung von der Wirksamkeit der deutschen U-Boote. Sie sagen, daß seit dem Beginn der Krieges in England mehr neue Schiffe gebaut worden sind, als Deutschland versenkt hat. Das war aber auch dringende Notwendigkeit. Wären die verlorenen Schiffe nicht ersetzt worden, so hätte England sich in sehr schlechter Lage befunden. Aber die Briten verfahren, wie sie sehr die Seeverkehrsprämie gestiegen und die Zukunft gebessert worden ist, was eine Verdoppelung der Preise für Lebensmittel in England zur Folge gehabt hat. Das hat wieder eine Erhöhung der Löhne erzwingen und als letztes Glied in der Kette ergibt sich daraus eine große Erhöhung der Geldmittel, in welchen bekanntlich Englands Hauptkraft besteht. Damit ist also gesagt, daß die deutschen Landboote einen wirksamen Krieg gegen England führen. Des Weiteren ist das letzte Wort hierin noch nicht gesprochen. Sobald die Deutschen Calais besetzt haben, daß die Landboote es als Operationsbasis benutzen können, wird tatsächlich kein englisches Handelschiff mehr ohne Begleitung von Kriegsschiffen ein- und auslaufen können und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß der Vorrath an Kriegsschiffen nicht im Entferntesten für solchen Dienst ausreicht. Daraus wird sich schließlich ergeben, daß Deutschland das vollkommene, was den Briten mißlingen ist, daß es England auszunutzen.

Ein probritisches Blatt gibt folgende Weisheit zum Besten: Wenn England fest bleibt und Italien, falls gegen dieses der nächste Schlag geführt wird, es eine Niederlage erleiden sollte, ebenfalls, dann ist nicht verständlich, wie die Deutschen Mittelmeer für die entscheidende Kampfprobe mit Frankreich und England auszuweichen sollten. Also die Aufforderung an England und Italien geht dahin, daß sie den Kampf fortsetzen sollen, wenn sie nicht mehr kämpfen können. Mit solchen Mißverständnissen verfahren die Briten die Welt zu machen. Zu bemerken ist auch, daß der Offensivkrieg gegen Frankreich und England sich schneller abwickeln wird, als der gegen Italien, weil das Kriegsgebiet bedeutend tiefer ist und daher völlig überannt werden kann, so daß keine Möglichkeit für eine Reorganisation der geschlagenen Armee vorhanden ist. Eine solche ist eingetreten, welche die Briten zum Frieden mahnt. Die Kämpfe, die sie jetzt noch führen, sind ausichtslos. Sie können höchstens die Wirkung haben, die Ansprüche des Siegers wesentlich zu erhöhen. Dann sollten die Briten, speziell England und Frankreich, nicht vergessen, daß für sie eine dringende Notwendigkeit vorliegt, ihre Kräfte für den Frieden zu schonen. Wenn sie jetzt noch Milliarden für Kriegszwecke ausgeben, werden sie so fürchterlich geschwächt sein, daß sie sich wirtschaftlich nicht mehr erheben können und dauernd gelähmt bleiben werden. Jetzt schon ist ersichtlich, daß der Krieg England gewinnen wird, Schwäche zu erheben, da seine bisherigen Einnahmen nicht ausreichen können, um die Ausgaben, die der Krieg geschleift hat, aus den bisher angewandten Quellen zu bestreiten und sobald England Schwäche in großem Umfang eintritt, ist sein Seehandel und damit seine Seemacht zerstört.

Die kommende Note an Großbritannien.

Tag der Präsident sehr stark gehaltenen Noten schreiben kann, hat er in seinem diplomatischen Verkehr mit Deutschland erwiesen. An manchen Stellen sah man die stononen hervorragen. Eine Veranlassung hierzu lag nicht vor, denn bei der Verlesung der 'Lustitia' waltete keine böswillige Absicht auf deutscher Seite ob. Zur schließlichen Falle konnte man von einer Nebenwirkung des deutschen Landbooteffiziers reden. Interessieren der Ver. Staaten händen dabei ebenfalls nicht auf dem Spiele, denn Deutschland wies einen praktischen Weg, um alle Interessen der Ver. Staaten zu wahren, abgesehen davon, daß vom Rechtsstandpunkt aus gesehen, den der Präsident so stark unterdrückt hat, das Recht auf deutscher Seite war. Wenn aber der Präsident um ein Nichts Deutschland so scharf angefallen hat, so muß man erwarten, daß er mit England eine Sprache redet, die einem Befehle gleichkommt, denn selbst die Presse Englands legt das Geständnis ab, daß ihre Regierung an die Ver. Staaten Forderungen stellt, die sich durch das Völkerecht nicht begründen lassen und daher die größte Willkür darstellen. Englische Völkerechtslehrer erklären ausdrücklich, daß die Ansicht ihrer Regierung, wonach sie das Recht habe, bannfreie

amerikanische Boaten, die sich auf dem Wege nach neutralen Häfen befinden, anzuhalten, weil sie nach Deutschland bestimmt seien, eine Irrige ist. Ebenso wird erklärt, daß deutsche Boaten, die sich auf neutralen Schiffen auf dem Wege nach neutralen Häfen befinden, ebenfalls nicht der Stopperung durch die englische Flotte unterliegen. Kurzum: Englands Verhalten gegen die Ver. Staaten wird vom eigenen Lande als willkürlich und ungerecht mißbilligt.

Das es sich nicht um geringfügige Dinge handelt, ist bekannt. Wenn England die freie Ausfuhr von Baumwolle, welche bannfreie Waare ist, nicht gestattet, dann wird der Zins zu Grunde gerichtet und der ganze Waarenhandel des Südens, der vom Baumwollengeschäft abhängig ist, ebenfalls. Wenn Fleisch, das bannfrei ist, wenn nach neutralen Ländern und für die Ernährung der bürgerlichen Bevölkerung der kriegsführenden Länder bestimmt, durch Englands Verbot nicht exportiert werden darf, so wird das unsere Viehzucht in Gefahr einträufeln, denn um diese Löhne zu machen, ist ein Aushandel notwendig. Wenn amerikanische Fabrikanten die vielen bannfreien Waaren, die sie nach dem Auslande zu verkaufen pflegen, nicht exportieren dürfen, dann brauchen wir nicht mehr von einem Mann zu reden, denn sie sind schon zu Grunde gerichtet. Unsere ganze Industrie, soweit sie nicht für den Krieg arbeitet, ist durch Englands Willkür vertrieben. Aus den gleichen Ursachen sind Millionen von amerikanischen Arbeitern brodlos oder müssen sich mit Hungerlöhnen begnügen. Das sind Verbrechen, die nicht in das Reich der Nation einschneiden und dazu kommt noch, daß diese Willkür eine infame Verleumdung der Ver. Staaten darstellt.

Unter solchen Umständen ist der Präsident verpflichtet, allen akademischen Erörterungen, die er bisher mit England geführt hat, ein Ende zu machen und ihm in seiner nächsten Note zu erklären, daß wenn es nicht auf der Stelle die Rechte und Würde der Ver. Staaten respektiert, so werde er die nötige Abwehr durch energische Maßnahmen erzwingen. Die Frage ist nun, ob er so felder entscheidenden Tat sich aufzuwerfen wird. So weit herüber Mittelungen in die Außenwelt gedrungen sind, lauten sie dahin, daß der Präsident sehr stark protestieren, aber auf Englands Vorschlag eingehen werde, die Streitfrage zwischen ihm und den Ver. Staaten einer internationalen Kommission zu unterbreiten. Wenn es dann keine Mißbilligung haben sollte, so bleibt das wirtschaftliche Elend, in welchem wir uns befinden, bestehen und der Präsident hat vor Großbritannien die Forderung gestellt, die Kommission würde, wie das ist, nicht vor drei Jahren berufen, lange nachdem der Krieg vorher ist. Inzwischen würde der Export von Baumwolle und sonstigen Waaren verhindert sein, mit dem Resultat, daß die südbüden Pflanzen und unsere Fabrikanten zum nicht geringen Teile dem Hunger überlassen und unsere Arbeiter weiter hungern müssen. Den Ver. Staaten kann nur geholfen werden, wenn der Präsident auf einer sofortigen Einstellung der englischen Willkür besteht. Das verlangt die Würde des Landes. Der Präsident hat kein Recht, darin einzuliegen, daß die Ver. Staaten weiter beleidigt werden.

Die Mißbilligung dieser von uns vertretenen Ansicht wird von keiner Seite bestritten. Auch die englisch-amerikanischen Blätter gehen zu, daß unser Land von Großbritannien auf die launhafteste Weise betraubt und gemißhandelt wird. Sie machen aber geltend, daß durch einen Krieg daran nichts verbessert wird, sondern sich daraus noch eine schlimmere Schlappe ergeben müßte, da vorauszu sehen sei, daß ein Krieg sich sehr kostspielig erweisen werde und auch die Opfer an Menschenleben nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Vor hundert Jahren haben wir anders darüber gedacht. Wir haben die Opfer an Blut und Gut nicht berücksichtigt, sondern unsere Rechte und Ehre mit Mannesmut gegen britische Annahmeh verteidigt. Aber wenn man Schwachheitsgelehrer geworden ist gegen eine Nation, die den Krieg verursacht hat, indem sie ohne allen Grund, bloß aus Neid gegen Deutschland, in den Krieg eintrat, so gibt es ein friedliches Mittel, um England zu beunruhigen und das ist ein Verbot der Bannfreizufuhr. Das ist das Mindeste, was die Nation vom Präsidenten zur Rettung ihrer Ehre und Rechte zu fordern berechtigt ist und wenn der Präsident das verweigert, so hat man Grund zur Annahme, daß ihm mehr an der Wohlthat Groß-Britanniens, als der Ver. Staaten gelegen ist.

Die elende Rechtfertigung, die er immer vorbringt und die er in seiner letzten Note an Österreich wiederholt hat, daß es eine offenbare Unnötigkeit wäre, das genannte Verbot zu erlassen, könnte er nicht aufrecht erhalten, ohne den Horn der ganzen Ver. Staaten zu erragen, denn wenn England, wie er selbst zugibt, unter neutralen Rechte nicht achtet, sind wir

doch sicherlich nicht verpflichtet, Rechte zu achten, auf die es gar keinen begründeten Anspruch erheben kann. In dieser Weise wird die kommende Note der untrügliche Bräutigam für die Bestimmung des Präsidenten sein, ob er ein Probrit oder ein Amerikaner ist.

Ein Kampf in den Dolomiten.

Der Feind, dessen im Thale des Poite vorrückende Truppen vor kurzer Zeit beim ersten Ansturm nach einer heftigen Verbeugung, 'feuert' gemacht hatten, verstärkte seine Kräfte. Er konnte nicht verschmerzen, bei der ersten Gelegenheit das in der Thalia di Fiammes so verlockend winkende Feindstück verkannt zu haben, und möchte es beim nächsten Male einholen. Nun spielt er den großen Herrg in Cortina dem Hauptort der '31 Frazioni' zählenden Gemeinde von Ampezzo, der einst die Republik Venedig im Grentel, 'la magnifica' verliehen hatte. Er hat sich dort ganz hässlich eingerichtet und führt sich in den lieblichen Villen, die den Ort wie ein Blumenranz säumen, sehr wohl. Auf der Galerie des hohen, freistehenden Glockenturmes haben die Verfolger die Verfolgten die Signalfarbe eingerichtet, die mit der weiter nach Norden vorgeschobenen einer Alpinabteilung korrespondiert.

Die Bewohner der Gemeinde betrachten ihre Herren 'Erläser' mit sehr gemäßigten Gefühlen. Manche haben es vorgezogen gleich in der ersten Zeit, als noch eitel Wohlgefallen herrschte, lieber den altengeordneten Zustand aufzugeben und weiter in das Ampezzo zu ziehen. Die Nachzogen, die ihnen dort von Zeit zu Zeit wurden, stimmten sie nicht sehr heiter. Die Erläser traten sehr gebieterisch auf und waren nur schwer zu befriedigen. Das Vete war ihnen nicht gut genug. Das Schlagen der ersten Tage 'siamo tutti fratelli'. 'Wir sind ja alle Brüder', war verballt. Die glühendsten Vertreter der Erläser aus dem sonnigen Süden traten sich bereits bedenklich die Köpfe. Sie hatten sich die Befreiungsgeschichte doch ganz anders vorgestellt. Nun wurden auch sie garabolo drangalirt wie die andern. Die fortwährenden Verbände, über Stärke, Stellung, Verfassung und Stimmung bei den 'Austriaci' wurden zu einer dritten 'Lait. Corbo di die! Warum werden die hingerichtet, sich so hässlich über die Erläser zu verhalten, wie ihre Gegner, deren Bataillone nahezu täglich fast bis in die Mitte der Gemeinde vorrückten. Natürlich war noch Meinung der Italiener dabei immer Herrsch in Spiel. Die armen Geiseln mußten dann bei den Erläsern hängen.

Wir in unseren besetzten Stellungen, die dem Einbrecher einen gewaltigen Widerstand leisteten, sehr ruhig gegenwärtig hatte sich der Feind auf den Einfall vorbereitet und jetzt jagt er noch immer. Wir haben die Front wohl genügt. Unsere Patrouillen sind in ihrem Kontakt mit dem Gegner. Ebenso genau sind unsere Beobachtungsposten über ihn informiert, die hoch oben in luftigen Höhen hängen. Wir wissen: der Feind hat sich auf eine gemessene Brigade verstärkt, die mit Gebirgs-, Feld- und schwerer Artillerie versehen ist. Der Feind aber tappt über uns im Dunkel. Bis zum Beginn des Krieges war er durch sein weitzweigendes vorgiäglich eingerichtetes Spionagesystem vorzüglich unterrichtet, jetzt hat dieses plötzlich verlot.

Nun hat er sich endlich zum Vorgehen entschlossen. Meldung auf Meldung läuft darüber ein. Eine dicke Kolonne, mit zahlreicher Artillerie, schlängelt sich vorfristig im Thale des Poite auf der untern Loungirischen alpkannenen Straße nach Toblach heran. Eine zweite, schwächere, zieht von Cortina auf die Strada di Balbano ab. Unser Kommando hält alle Abschnitte der Verteidigungslinie unaußerselbst auf dem laufenden. Wir sind imstande, das Fortschreiten des Gegners auf der Karte zu verfolgen. Endlich nach der Stunde, in der wir unsere Kräfte mit jenen des Feindes messen können. Wir legen im Cifer Flizza an, in welchen die Lage beim Gegner, auf Grund der Mitteilungen halbfeindlich eingeschätzt wird. Es ist wie beim Kriegsspiel. Wir die rote Partei, der Feind die blaue. Die Meldung trifft ein, bei Sia di Fiammes, einer Mühle, neben welcher der Poite überbrückt ist, überläßt ein Bataillon den Fluß und marschiert am rechten Ufer nach Norden weiter. Plötzlich fliegen die Blauschiffe über das Papier und stellen die Lage fest. Der Beobachtungsposten, der am Col di Nola hinter Felsen lauert, hat die Kompanien abgezählt. Wir errathen die Absicht des Feindes. Das Bataillon soll über den Frenzental in das Thal des Trauenangesbachs hinabsteigen und uns von dort aus den Weg zum Ampezzo abschließen. Dort hat die Nachwelt ein leises Bedauern erwacht, daß es keine Alpin waren. Die hatten bei den Standhalten manches auf dem Herdhol,

Aber Verfaller sind auch keine schlechte Sorte.

Unter der uralten Linde, auf der grünen Halde, die die untrügliche Stellung umgibt, standen geduckt die Offiziere und suchten mit ihren Gläsern die Gegend um den Frenzental ab. Unter blühendem Kranz klafften an dem mächtigen Baum noch die Wunden, welche die Sägen unserer Bioniere schufen, als sie einzelne, die fernstehende beherrschende Feste entfernten. Unter uns zieht, in silbernen Nebengewoge verlost, ein flieher, schmaler Wasserriß zu Thal. Neugierig und Stachelbrautäune versperren ihn so, daß hier selbst ein geschmeidiges Viebel kaum durchkommt. Im Thale blühen noch Amandinen, wie Christbäume, an denen die Kerzen brennen. Auf dem weiten Kranz der Berge ruht der Himmel in runder, schwerer Dämte des Sommers heraus. Dort liegen die drei Gipfel der Frenzental. Die furchtbaren Steilwände steigen aus dem Thal empor und tören sich himmelan. Die Felsen erlagern im grellen Sonnenlicht, in den jählichen Felsen und Spalten schimmert fateses Blau. Die veragten Grate und Faden kufeln. Um uns jubilieren die Singdrosseln und aus dem nahen Frenzental locken helle Vogelstimmen.

Diese friedliche Stimmung unterbricht plötzlich der Ansturm der Soldaten. Aus der Richtung der Poite vernehmen wir das Geräusch der feindlichen Artillerie. Vermuthlich die Befestigungsarbeiten bei Faus. Das Feuer schwilt immer stärker an. Gedämpft hallt die Erweiterung aus unferen Gehäusen. Die mächtigen, oft senkrecht stehenden Felsen, die zwischen uns und ihnen zum Himmel streben, halten den Schall auf. Nun kommt auch an uns die Heiße. Vor Frenzental steigt der Feind heran und folgt dem Weg, der zur Brücke Poite also führt. Patrouillen tasten heran. Sie freiden wie die Schreden, strecken wie ihre Fühler aus und ziehen sie wieder zurück. Schon lange hat die Sonne den Jenseit überstrahlt und noch immer treiben sie sich in den Wäldern des Col di Nola herum. Jeder Laut ist strengstens verboten. Selbst für die Hülftilligen Standhüben eine sönere Sache. Gebüde Gestalten schleichen über die grandiose Schlucht, die unter dem Poite also tagig Meter tief hinabstürzt. Eine Spitze folgt. Diesseits der Klamm bleiben sie wieder stehen. Sie berathen. Dann geben sie Zeichen nach rückwärts. Wieder eilt ein Trupp von zwölf Mann über die Brücke. Der schärfte den Weg gegen die Albenheit prognostie am Range des Ballon Wartens ein. Die ersten biegen in das Frenzental ab und geben Alpengeschalle. Eine dritte Gruppe bleibt am rechten Trauenangesbach am Wege, der zur Brücke an der Mündung der Neua die Campo Croce in den oben genannten Bach führt. Nun überdritten die Italiener in kleinen Abtheilungen, die sich in großen Abständen folgen, im Laufe der Poite also. Es ist ein langweiliges Vordrängensammeln der Soldaten. Noch immer gucken unsere Offiziere durch die Luubengeweige. Die Italiener klettern den Steig empor, der sich steil zu uns heraufwindet, an Schichten vorüber, die kufsenartig in den Berg hineinragen. In unseren Deckungen herrscht athemlose Spannung. Die Linke umkrampft den Thron, während die Rechte noch rasch die spärlichen Grashalme an der Welschung der Schiefersteine niederbricht, damit sie nicht das Ziel behindern.

Da tracht auf einmal ein Schuß. Ein Verfaller hat ihn abgegeben. Wen galt er? So weit das Auge reicht, ist niemand sichtbar. War kann vielleicht das Gesehe zufällig losgegangen? Oder hoffte er, uns durch diesen Schuß zur Feuerabgabe zu veranlassen? Dann erwies sich die Rechnung als falsch. Aber die Italiener sturzen, ihr Vorgehen stockt. Der Schall des Schusses läuft den Wald entlang, fliegt in die Schlucht hinab, die den Hülberall vervielfacht zurückwerfen. Nur mehr einige hundert Schritte trennen uns vom Gegner, der die grüne Halde um uns, auf der Albenblumen prangen, zögernd betritt. Er breitet sich aus, bildet eine schütztere Schützlinie.

Da ertönt das Heichen zum Feuerbeginn. Es tracht förmlich wie eine Salve, so rasch fahren die Finger an die Zügel. Dem Feinde hat es den Atem verschlagen. Er hatte uns in dem Scheinbau barmuthet, der hoch über uns, nur mangelhaft maskirt, sich vom Umgebende abhob. Ein Heberlagern, stöllen und Stürzen hebt an. Unsere Geschosse räumen gewaltig unter dem Gegner auf. Ringsum ein Schuß gegen sie, er muß zurückstufen. Erst an einer der Kuffeln hält er wieder und nimmt ein spärliches Feuer auf. Er weilt nicht, moht es zu richten fei; seine Geschosse irren nach allen Seiten. Seine Verluste mehrend sich. Er entschließt sich, wenn auch sichtlich widerwillig, zum Rückzug. Denn er sieht ein, hier ist heute nichts mehr zu machen. Es ist eine verfluchte Gesehichte. Während eine Nachhut die Kuffeln hält, überföhret die Haupttruppe wieder den Poite also und geht — diesmal von unferem Frenzental her begleitet — gegen den Frenzental zurück.

Deflich von uns, im Thale des Poite, kost der Kampf ununterbrochen weiter, manchmal trägt der Wind auch den Schall des Gewehrfeuers herüber. Als die feindliche Nachhut das Gesehe abdrückt und gegen die Gabelung zurückgeht, folgen ihr sofort Patrouillen Wald melden sie, den Gabelpunkt der Thäler beim Poite also hielt die stärkere feindliche Kräfte besetzt. Die Dämmerung sinkt herab. Aus den Thälern Frieden-Schatten heraus. Unser Kommandant befehlt einer Kompanie, den Feind von der Brücke zu vertreiben. Die Leute eilen in mächtigen Sprüngen die Halde hinab. Bald frohen ihre Hüben unten im Thal, die telephonische Meldung unferes Kommandanten an das Grubpenkommando veranlaßt dieses, auch aus dem Frenzental eine Kompanie durch das untere Trauenangesbach vorzubehelen. Sie soll den Feind beim Poite also in Wäldern fassen.

Bei Faus dauret aber der Kampf noch an. Dort strengt sich die Haupttruppe der Italiener an, die Stellung zu durchbrechen. Stunden entleien, bis sie endlich die Ergebnisseffektivität ihrer Veruche einsehen und den Angriff nach empfindlichen Verlusten aufgeben. Währenddessen kämpft die Kompanie am Poite also mit feindlicher Heeremacht. Aber die Kompanie hält wacker Stand und fesselt die Aufmerksamkeit des Feindes vollständig. Schon ist der Mond aufgegangen und babet die Gebirge in seinem Silberlicht. Nun geht das Ziel besetzt. Die Italiener drücken sich hinter Felsblöcken, suchen am Waldrand hinter mächtigen Stämmen Schutz gegen die nie fehlenden Geschosse ihrer Gegner. Das helle, über den ragenden Steigen bläulich stutende Licht spielt in den zerrissenen Wänden und Schrunken. Trotz der fast tabellen Verleumdung steht der Feind nicht von dem drohenden Verderben, das von Poite her kommt. Was fokimiert sind sein Blick nur auf die Kompanie am jenseitigen Thälrand gerichtet.

Angewissen schließlich die Kompanie von Faus im Rücken der Italiener hierin. Ein kurzes Feuer prasselt in diese hinein, dann stürzt sie sich mit Balonett auf die Heberaläden. Die Werben heran, stehen aneinander, für ren in wilder Flucht den Weg zum Poite hinan, fuden in rasendem Lauf den schlängenden nahen Wald zu erreichen. In wenigen Augenblicken sind sie verschwunden. Die Front ist vom Feinde frei, der eilig über den Frenzental abzieht und zahlreiche Gefangene in den Händen der Sieger zurückläßt, die an seiner Stelle von ihren Meheren Gebrauch gemacht hat. Im Juni zweiten Mal ziehen die Feinde Sunatia und durftia an der lebenden Oteria di Fiammes vorbei.

Mußpreußen.

Die Sonne, die so glühend über dem wallonischen Städtchen gebrannt hatte, daß der Glanz der fremdartig anmutenden Straßen und Plätze, der dornigen alten Patriarchenbäume den Augen wehe gethan, hatte ein hartes Gewitter herbeigegen, das funderlang währte. Es war Abend geworden, als die Regengüsse aufhörten; die tief anstehenden den oft nur zweifelhafte Häusern am Bergeshang und den Straßen der Vornahmen einberührenden Nebelwolken gegen einen phantastischen Vorhang über diese fremde Welt und machten den Wunsch in mit rege, einen Gipfel dieses Vorhangs zu kiffen, etwas von diesen deutschen Wallonen, von denen man mit verächtlich als Müßpreußen gesprochen hatte, kennen zu lernen. Das Godespiel erklingt vom Thurm der Pfarrkirche, und ich borsche auf. Sind das nicht daterländische Klänge? Und jetzt weilt ich es: Deutschland, Deutschland, über alles... Heimathlich berührt es meine Seele, die sich von dem wallonischen Dialekt fremd berührt geföhlt hatte. Ich schreite über Straßen und Plätze; vor keinen Marienstatuen steht eine anständige Gemeinde, Frauen, fast nur Frauen. Kergelichter brennen, Blusen duften; verarbeitete Hände halten die Rosenkränze inbrüchlich betend. Vries pour nous... Klingt es über den Platz. Sie beten in der fremden Sprache, diese Walloninnen; aber sie beten für unser Heer, für unsere Soldaten, für den ewiglichen Sieg unserer Waffen, beten für unsere heilige und gerechte Sache. Ich frage ein altes Mütterchen nach der Brücke über die Waerde. Sie versteht mich nicht, kann nur auf Französisch antworten. 'Voilà (voilà - vous), ich bin 86 Jahre; in meiner Jugend sprach man nicht Deutsch. Was erlebt man dieses, wenn man alt wird! Dieser Krieg! Dieser furchtbare Krieg! Ich habe einen Sohn und einen Enkel verloren; aber ich habe nicht gemeint. Nan; es war für uns alle, pour la patrie...' An der Brücke steht ein halbes Dutzend junger Burschen, rauchend. Man hat, daß es ein seltener Genuß, ein halb verbotenes Vergnügen ist. Aber sie fühlen sich schon fast als Erwachsene, diese Halbbrüderchen, nun, da alle Männer fort sind. Ich frage, ob das infolge der Trockenheit zusammengekrumpfte Weiden die Waerde sei, welche in Erinnerung an die Alte noch Französisch, 'Deutsch sprechen!' Klingt es mit da aus frischen jungen Reden,

entgegen. Lachend antworte ich: 'Versteht Ihr es denn?' 'Certainement' sagt ein fetter Wober. 'Wofür sind wir denn Deutsche? Bloß, daß Wallonen unsere Mutterprache ist.' Ein merkwürdiges Deutsch, das sie sprechen, oft fehlerhaft und in dem weichen französischen Tonfall, der die Worte ineinanderzieht. Aber sie fühlen sich als Deutsche, erzählen lebhaft, mit Begeisterung, mit Furcht und Schreden von den Tagen, die sie vor elf Monaten erlebt. Einer will den anderen überbieten, wenn sie von der Pracht der Regimenter erzählen, die die Bergstraße hinauf in Heidebald gezogen sind. 'O, und wir hatten drei kaiserliche Prinzen hier. Und ein Prinz war es, der uns nach dem Wege nach Belgien fragte, der Prinz von Sachsen-Meinungen. Er ist schon gefallen bei Antwerpen, und sein Sohn. Sie waren zu müthig, O, wie wir traurig waren! Und ich hat meine Mutter, mich als Kriegsfreiwilligen ziehen zu lassen; ich hatte schon fünfzehn Jahre, aber meine Mutter meinte, weil mein Vater und Fernand im Heide stehen und sie niemand hat, für sie zu sorgen. Ich verdiene schon eine Mark neunzig in der Fabrik...' Alle arbeiten sie schon und verdienen ein bißchen Geld. Stolz berichten sie es, wörend sie ihren Zigarettenrauch in die Luft blasen: 'Für die Kleine, der mit der kurzen Perle nicht, der geht noch in die Schule. Was, und du rauchst schon?' Alle lachen. 'O nein, er thut nur so; er raucht fast.' Versämt glücklich lächelt der Knappe und freudlich sein Versehen, von dem er glaubt, daß es ihn zu den Erwachsenen einreißt. Es sind prächtige Anabentypen, schlank gewachsen, offen und freundlich. Um eine ganze Schattierung helllicher, als rein deutsche Anaben wären. Ihr ganzes Interesse der Krieg; ihr Ideal Kriegsfreiwilliger. Wir hatten ein Bild von einem Freiwilligen, der nur 15 Jahre zählte. Er war nicht älter als wir. Von der Bekleidung Antwerpens, Romurs sprechen sie. 'O, wie die Frauen und Kinder sich fürchteten! Drei alte Frauen hatten eine Ohnmacht erhalten, und meine Mutter sagte, wenn wir nur ein Werk hätten, daß wir fliehen könnten. Aber mein Vater wollte, als er in Urlaub war; wie Deutsche lassen den Feind nicht in unser Land.' Wie aber, wenn doch ein Durchbruch gelänge? 'Aber Augen klammern: Wir würden auf sie schießen, auf die Gegner.' 'Oho, wist ihr, daß ihr das nicht dürft', warne ich die kleinen Frontkürer. Stolz schüttelt der schöne Bräunette mit den melancholischen Augen sein Kopf. 'Ich würde mein Leben nicht adten für das Vaterland.' 'Wenn es nur um dein Leben ginge; aber du bist ein Deutscher! Traurig sehen mich die predigtlosen Augen an. 'Dann würde ich gute Menschen bitten, für die Mutter zu sorgen; und ich ginge zu den Soldaten. Dann könnte niemand mehr es mit verdienen...' 'Ich weilt nicht; ich kann auf einmal nicht mehr sprechen... Müßpreußen! Got man mit nicht von Müßpreußen sprechen? Ich arbe den schlanken Burschen die Hand, die sich mit einer gewissen natürlichen Ritterlichkeit verneigen. Und ich kann nicht anders, ich muß dem durstigen Burschen, dem mit den traurigen Augen, durch das weisse Haar streifen. Mein Gebete werbe ich die Brücke über die Waerde mit den stehenden Wollenscheiten, das Godespiel vom Kirchthurm und die wallonischen Burschen mit den treubehenden Herzen nicht vergessen.

Der Schaber-Pastorwaller Paraffiere. Das Pommerische Küstlerregiment kömmt zu Wasser; hat von allen preußischen Regimenten das wertvollste und reichhaltigste Archiv. Herangezogen aus dem Dragonerregiment 'Aussack-Bayreuth' das bei Hofenriedersberg 67 Bahnen eroberte, besitzt das Regiment eine reiche Sammlung von Godes-Alten, Siegeln usw., die Friedrich der Große ihm verliehen hat. Darunter befindet sich das Privilium, bei Ruu und Wark in den Godesbiermark und mit den Pausen den Wark der Küstler - Regiment zu schlagen, sowie ein Ehren - Diplom, in dem alle Offiziere, welche der Ode behaupten, genannt werden, um diese 'rühmliche und in dem Anstand der gegen feindlichen Armee recht heldenmüthig ausgeführte That' öffentlich zu verzeichnen und dadurch aus besonderer königlicher Gnade und thätlichem Erleuten gegen die hohe und niedere Offiziers des kaiserlichen Regiments, dieses so herrliche, als unalobliche Meisterstück der erworbenen Kriegserfahrung aneignen und bei der Nachwelt auf eine stolze Weise in behändigem Andenken zu erhalten und auherordentlich zu verehnen.' Wie diese Dokumente nun ruhen über und wöherwahrt in einer Truhe, und dem Regiment ist das Recht verliehen, im Falle eines Krieges diese Truhe mit ihren kostbaren Schätzen im Geheimen Staatsarchiv in Berlin zur Aufbewahrung niederzuliegen. Jedemal, bevor das Regiment ins Feld zieht, wird die Truhe unter Gode mit Berlin gebracht. Sämtliche Archibücher empfangen die Regimentsdeputation, der anführende Offizier öffnet die Truhe und läßt die Dokumente Stück für Stück vor. Dann wird die Truhe geschlossen und von den Beamten des Staatsarchivs in Empfang genommen.